3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 8

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751631

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

1. Fortsetzung

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Der Romanbeginn vermittelt uns die Bekanntschaft mit folgenden Persönlichkeiten: mit den drei Kioskinhaberinnen, Frau Rosa Beck, Frau Scheuchzer und der etwas kurzsichtigen Fräulein Beurer. Alle drei sind aufgebracht über die «Makedonia»-Zigarrenfabrik, die einen zu hohen Pachtzins für die Kioske verlangt. Diese Fabrik wird geleitet von den Herren Eleutherios Xylander und Arnold Loos. Bei der «Makedonia» arbeitet Trudi Leu als Sekretärin, und diese nette Dame ist befreundet mit dem jungen Zeitungsreporter Herbert Hößlin, der gerne einmal einen tüchtigen «Fall» erleben möchte, der ihm beruflich in den Sattel hilft. Herbert und Trudi sitzen eines Abends im «Select» mit ihrem Freund Gaston Meyrat zusammen, der Hauslehrer bei Frau Ina Zerkinden ist und deren Sohn Robbi zu beaufsichtigen hat. Gaston ist beunruhigt und verärgert, daß sich ein Auftrag von Frau Zerkinden, wonach er in der Stadt des Abends noch ein Buch abholen mußte, als Irrtum erwiesen hat. Er ruft Frau Zerkinden an und erhält vom Mädchen Bescheid, diese spiele gerade Fagott, was sie allabendlich zu tun pflegt. Auf die Bitte Gastons, Frau Zerkinden möchte selber ans Telephon kommen, vernimmt er, sie habe sich eingeschlossen und spiele weiter, ohne sich stören zu lassen. Später wird der Reporter Herbert an den Apparat gerufen. Der 16jährige Portierpage Bernd Schwyzer von der Phöbus A.-G., der dem Hause des Herrn Xylander gegenüberliegenden Versicherungsgesellschaft, ruft an und teilt ihm mit, es sei in der Nähe etwas explodiert. In der Portierloge der «Phöbus» saßen nämlich gerade zu jener Zeit ihrer Vier gemütlich beim Jaß: der Nachtportier Louis Schütterlin, Wilhelm Strupp, der Bootsführer der «Hellas», eines Herrn Direktor Xylander gehörenden Motorbootes, Carlo Pedroni, der Chauffeur der Makedonia-Fabrik und Freund der Kioskverkäuferin Beurer und der genannte Bernd Schwyzer. Diese hörten plötzlich einen heftigen, von einer Explosion herrührenden Knall, was den Jüngling Bernd eben veranlaßte, seinen Bekannten von der Zeitung anzurufen. Am selben Abend noch nimmt Kriminalkommissär Wienert die Aufklärung des Falles an die Hand, und eine große Menschenmenge staut sich vor dem Tatort, einem der drei Kioske am See, der soeben in die Luft geflogen ist und dessen verkohlte Trümmer chaotisch herumliegen.

Bächlin beeilte sich. In vier Minuten war die Menschenmauer zerbröckelt. An einem Baum standen die vier abendlichen Jaß-Partner und rauchten. Bernd Schwyzer, sechzehnjährig, schmal und nur geduldet im Kreise der Männer, fühlte die feindliche Welle, die von Pedroni gegen ihn ausstrahlte, und nahm sich immer wieder zusammen, um ruhig zu erscheinen. Als er nach diesem heftigen Knall, der ihre Jaßpartie so jäh zersprengt hatte, ans Telephon gestürzt war, um seinen alten Freund und Gönner Herbert anzurufen, hatte Pedroni ihm nachgeschrien, er solle dableiben . . . überlaut hatte es durch das leere Treppenhaus der «Phöbus» gehallt. Erst nachträglich fiel dem Pagen ein, daß Pedroni italienisch gerufen hatte. Pedroni rief nur italienisch, wenn er in höchster Erregung war. Komisch, dachte der Page und bemerkte, daß der dicke Polizeikommissar mit den kleinen Augen langsam auf sie zuschritt, komisch bleibt es doch, daß der Carlo vor der Polizei so eine Angst hat.

«Wer wohnt da?» fragte Wienert und wies auf die zweistöckige, spitzgiebelige Villa.

«Direktor Xylander von der ‚Makedonia'», brummte Pedroni. «Ich bin sein Chauffeur.»

«Danke», sagte Wienert. «Ich muß sofort ein Protokoll aufnehmen. Aber hier . . .», er wies auf das Trümmerfeld, «hier können wir unmöglich unser Büro aufschlagen.»

«Gestatten Sie, daß ich Ihnen mein Haus zur Verfügung stelle», sagte plötzlich eine Stimme aus dem Dunkel. Der Kommissar fuhr herum. Da stand ein Mann, überschlank, mit einer weißen Strähne im Haar und verneigte sich höflich. «Xylander», sagte er, «der Besitzer dieses Hauses. Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen in irgendeiner Weise behilflich sein könnte.»

Als sie ins Haus gingen, bemerkte der Page, daß Strupp und Pedroni erleichtert aufatmeten. Die harten Muskeln auf den bläulich schwarzen Wangen des Boxers entspannten sich.

«Hallo», schrie plötzlich jemand. Bernd erkannte die Stimme sofort. Gott sei Dank, dachte er, Herr Hößlin kommt noch geradezu recht. Auf Herberts Oberlippe standen kleine Schweißtröpflein.

«Du?» machte Wienert nicht unfreundlich.

«Darf ich mit?» fragte Herbert.

«Wenn du morgen in deiner Zeitung nicht zu sehr lügst, meinetwegen», brummelte der Kommissar. «Das heißt: wenn Herr Xylander nichts dagegen einzuwenden hat.»

Der Grieche neigte verbindlich sein glänzend schwarzes Haupt. «Herr Hößlin ist nämlich mein Neffe», fügte Wienert hinzu, und dann gingen sie in das Haus.

«Das vergeß ich dir nicht», flüsterte eine Stimme an Bernds Ohr, und eine Hand fuhr freundlich über sein Haar. Der Page, sechzehnjährig, aufgeregt und stolz, errötete vor Freude. Da hatte er ausnahmsweise einmal etwas richtig gemacht.

Der Salon war ganz in Rot gehalten und erinnerte Herbert aus irgendeinem Grund an einen alten Stummfilm mit dem Titel: Die Lieblingsfrau des Maharadscha. Die Sessel standen auf gedrehten Füßchen, ein Kristallüster mit Tausenden von kleinen Glasstückchen verbreitete trübes Licht.

Wienert ging hin und her. Man hörte seine Schritte nicht, denn der rote Smyrna-Teppich schluckte alles. An einem kleinen Tischchen saß Bächlin mit offenem Mund und wartete. Vor ihm lag ein eng beschriebener Bogen.

«Das ist alles?» machte der Kommissar. Strupp nickte, und Pedroni nickte, und Bernd nickte ebenfalls. Sie hatten alles erzählt, was sie wußten.

«Als der erste Knall kam, sind Sie also herausgelaufen, und da lag der Kiosk in Trümmern, ohne daß sich weit und breit eine Menschenseele zeigte?» wiederholte Wienert noch einmal halb für sich. «Verdammt wenig», sagte er dann.

Er hielt inne, denn die Tür des Salons öffnete sich und eine zierliche, schwarzhaarige Dame trat ein.

«Meine Frau», stellte der Direktor vor, «sie ist ein wenig erschrocken über den Knall und den unerwarteten nächtlichen Besuch.»

Frau Direktor sprach sehr schnell und gebrochen deutsch. Sie hatte einen französischen Akzent. Ihr Bericht brachte nichts Neues. Man hatte nach dem Nachtessen mit dem Gast, einem Geschäftsfreund aus Polen, Herrn Zagorski, noch etwas geplaudert, und sich sehr zeitig zu Bett begeben. Dann war sie durch den Knall aufgeschreckt worden, hatte den Kiosk in Trümmern liegen sehen. Menschen hatte sie weder vorher noch nachher bemerkt. Herr Zagorski müsse gleich erscheinen, meinte sie. «Kannten Sie die Dame, die in dem Kiosk sitzt?» erkundigte sich Herbert bei Frau Xylander, die sich graziös neben ihn auf das rosaüberzogene Sofa kauerte.

Frau Xylander lachte hell. «Mademoiselle Beurer», sagte sie mit ihrer Vögelchenstimme, «ist ja unser einziger Nachbar. Ich kaufe die «Illustration» bei ihr und die «Revue Belge».

Herbert kritzelte in sein Notizbuch. Die Ausbeute war mager. Ein Kiosk war in die Luft geflogen, mehrere Männer hatten den Krach gehört, die Nachbarn auch, man ahnte weder, ob er zufällig in die Luft geflogen war, noch ob etwa ein Anschlag vorlag. Man wußte eigentlich gar nichts.

Wienert schien der gleichen Ansicht, denn die harte Falte zwischen seinen Augenbrauen wurde immer tiefer. Gedankenvoll blickte er zu Herbert hinüber, der eifrig kritzelte. Wienerts Empfindungen in diesem Augenblick waren wenig orakelhaft. Er hatte seinen aufgeweckten Neffen Herbert gern, aber es hatte ihm nie gepaßt, daß der Bursche an die Zeitung wollte. Für Zeitungsleute hegte der Kommissar keinerlei Vorliebe.

In diesem Augenblick öffneten sich die zweiflügligen Salontüren und in einem hellgrünen Schlafrock mit schwarzen Aufschlägen stürzte Herr Waclaw Zagorski herein. Er hatte weiße, zurückgekämmte Haare, so daß man glaubte, er hätte eine Glatze; er lächelte süßlich mit einem Babymund und sprudelte rasch einen Schwall von Entschuldigungen hervor. Wienert erfuhr von Herrn Direktor Xylander, daß dies Herr Zagorski aus Krakau sei, ein Geschäftsfreund des Hauses, der heute angekommen und von der langen Reise so ermüdet war, daß er gar nichts vernommen hatte.

Herr Zagorski bestätigte das geflissentlich. Er sprach überraschend gewandt und versicherte in gewählten Ausdrücken, wie leid es ihm tue, daß er die Herren lange auf sich hatte warten lassen. Herbert hörte überrascht hin. Der Mann im hellgrünen Schlafrock gebrauchte Wendungen, die man sofort hätte drucken können.

Verstohlen blickte Herbert auf die Uhr. Jetzt wartete das arme Trudilein über eine Stunde draußen in der Dunkelheit; ein Glück, daß wenigstens Gaston ihr Gesellschaft leistete. Herbert ging ans Fenster. Sonderbarerweise verbreiteten die Trümmer des Kioskes noch etwas Licht. Ein paar Holzstückchen glühten noch; der Wind raschelte mit den verkohlten Papierresten. Am See standen zwei Gestalten. Sie blickten unbeweglich auf das Wasser, das unermüdlich und teilnahmslos ans Ufer plätscherte und die funkelnde Lichterkette der Stadt zitternd widerspiegelte.

Als Herbert sich umdrehte, blickte er in das Gesicht des Pagen, der ihn groß ansah. Und Herbert spürte, daß Bernd ihm noch etwas sagen wollte. Hoffentlich konnte er den Pagen unauffälllig mit herausnehmen. Offensichtlich hatte der Junge noch etwas auf dem Herzen, was er jetzt nicht sagen wollte.

Man brach auf. Herr Zagorski in seinem hellgrünen Schlafrock wehte als erster hochmütig zur Tür hinaus. Wienert schüttelte dem Hausherrn die Hand und entschuldigte sich noch einmal für die Störung.

«Herr Zagorski ist übrigens Schriftsteller», bemerkte der Grieche noch zu dem erstaunten Kommissar. «Ja, Schriftsteller, deswegen ist er so leicht nervös. Sie wissen ja, die Künstler . . .»

Wienert zuckte die Achseln. Strupp und Pedroni hatten sich schon verzogen. Der Page stand vor dem Garten und ging mit betont langsamen Schritten hinter dem alten Schütterlin her, der eilig seiner Loge zustrebte. Herr Xylander drehte das Licht aus, der rote Salon mit den vielen Kissen sank in Dunkel. Dann rauschte eine Seidengardine vor das Fenster.

«Schreib nicht zu viel Unsinn morgen, hörst du», sagte Wienert. «Es kann ja auch ein ganz gewöhnliches Unglück sein. Vielleicht hat dieses Fräulein Beurer irgendein leicht explosibles Haarwasser in ihrer Bude aufbewahrt, und das Zeug ist ins Brennen gekommen.»

Aber Wienerts nachdenklich verbissenes Gesicht verriet, als er in die Nacht hinausschritt, daß er ebensowenig an das gefährliche Haarwasser glaubte wie sein Neffe.

Ein kleines Stückchen Glas.

Trudi und Gaston wußten kaum etwas zu sagen. Sie standen stumm neben Herbert, der ihnen rasch erzählte, was sich — vermutlich — ereignet hatte. Gaston spielte mit seinen Fingern. Er schaute über den See hin, nahm den Hut ab, setzte ihn wieder auf, wollte etwas sagen und sagte es doch nicht.

«Ich gehe nach Hause», meinte er endlich. «Ich bin müde.»

(Fortsetzung Seite 238)

Erlebnis in uns

VON CARL HEDINGER

Fällt des Unglücks Schatten in dein Haus
Und vergräbt das Elend deinen Mut,
Nimm den Spaten – grab ihn wieder aus
Und befrei' ihn aus der dunklen Flut.

Schaff' ihn ungebrochen dir zu Tage.
Unbezwungen bleibe! Keine Klage,
Kein Vertrauern deiner guten Kraft,
Die nur dann zur Wirkung sich vollendet,
So du sie in eins zur Tat gerafft.

Du erlebst wie sich dein Schicksal wendet,
Wenn du selbst, von keinem Schein geblendet,
Gradaus gehst und keinem Sturme weichst. –
Dann geschieht's, daß du dein Ziel erreichst.

Trudi hatte die feste Empfindung, daß Gaston die ganze Nacht kein Auge zutun würde. Aber sie sagte nichts. Sie hatte ein undeutliches Mitleid mit ihm und bereute, daß sie ihn vorhin im «Select» gequält hatte. Die Nacht verschluckte seine Schritte rasch.

«Also los, Bernd», sagte Herbert. «Vor Trudi brauchst du deine Zunge nicht zu hüten. Sie kennt dich doch ebenso lange wie ich.»

Der Page blieb verlegen. «Ich weiß nicht, ob ich das überhaupt erzählen darf», meinte er leise und sah zu Boden. Das hübsche Jungensgesicht, das jetzt übernächtig aussah, legte sich in ernste Falten.

«Aber Bernd», rief Herbert. «Du hast dich doch heute abend so großartig benommen, daß es gar keine Dummheit geben könnte, die diesen guten Eindruck wieder verwischt.»

Bernd Schwyzer lächelte gequält. «Herr Meyrat», sagte er heiser, «Herr Meyrat war es, den ich traf. Ich sollte Bier holen, kurz bevor die Explosion geschah. In der Dunkelheit stieß ich an jemanden, der eilig weiterlief. Ich erkannte ihn. Es war Herr Meyrat.»

«So, so», sagte Herbert, und seine Stimme klang verändert. Trudi horchte auf. «So, so. Aber jetzt gehst du ins Bett, Bernd. Sonst schläfst du morgen den halben Tag und bringst die «Phöbus» durcheinander. Stell dir einmal vor, wie sie dich morgen ausfragen werden. Du wirst der Held des Tages.»

«Höchstens der halbe Held», meinte der Page trocken. «Denn der alte Schütterlin war auch dabei und wird erzählen, daß ohne ihn die ganze Explosion überhaupt nicht entdeckt worden wäre. Aber ich werd's ihm schon versalzen.» Damit schlenderte der Page davon.

Herbert blickte ihm gedankenvoll nach. «Hast du eine Taschenlampe, Trudi?» fragte er.

«Woher soll ich denn eine Taschenlampe haben? Ich pflege nur in Häusern zu verkehren, die elektrisch und strahlend erleuchtet sind.»

«Aber ich habe eine Taschenlampe bei mir, bitte sehr!»

«Warum fragst du mich denn?» rief Trudi erbost.

«Damit du Ehrfrucht vor meiner Umsicht bekommst und dein Respekt mir gegenüber wächst.»

Herbert reichte ihr die kleine, aber kräftig strahlende Lampe. «Bitte leuchte nun auf den Boden», sagte er, während er sich hinkniete. «Ich will suchen. Es mag aussichtslos und zeitraubend sein, aber ich will es dennoch probieren. Vielleicht, daß ich irgend etwas finde, was uns auf den Weg führt. Wenn du müde wirst, darfst du die Lampe in die andere Hand nehmen.»

«Versuch es auf jeden Fall», meinte die vernünftige Trudi Leu. «Und müde werde ich bestimmt nicht.»

Der See plätscherte in der Nähe glucksend ans Ufer. Die Bäume rauschten gelegentlich im Schlaf mit den Blättern, und die Nacht legte immer vielfältigere Sternenmuster auf den schwarzen Himmelsgrund. Herbert forschte systematisch und genau. Er fing in der linken Ecke an, untersuchte Aschenhügel, Kohlenhäufchen und verbogene Metallstücke. Es dauerte sehr lange, bis die erste Hälfte durchforscht war. Irgend etwas Besonderes entdeckte er nicht. Man konnte ungefähr erraten, was in dem Kiosk alles verkauft worden sein mußte, aber man konnte keineswegs erraten, auf welche Weise er, nachts, gegen 10¼, in die Luft gegangen war, plötzlich, unerwartet und niemandem zum Nutzen.

«Puuhh», sagte Herbert und stand auf. «Meine Beine tun weh, als hätte ich drei Stunden Kniebeuge hinter mir. Und bis jetzt ist die Ausbeute mager.»

«Nicht aufgeben!» ermutigte Trudi. «Stell dir mal vor, du findest wirklich etwas, irgendeine Kleinigkeit, aus der man Schlüsse ziehen kann! Außerdem finde ich die Nacht wunderbar weich und kühl.»

Herbert machte sich wieder an die Arbeit. Seine Finger wurden schmutzig, seine Augen schmerzten, und, was das Schlimmste war, die Taschenlampe wurde immer dunkler. Sie begann zu streiken. Trudi mußte sich immer tiefer über den Boden beugen. Aus der Stadt schlugen die Uhren eine unwahrscheinlich späte Stunde zu ihnen herüber. Fast alle Lichter am anderen Ufer des Sees waren erloschen und bald spiegelten sich nur noch die Sterne flimmernd und dünn im plätschernden Wasser. Ein etwas fahler Mond hing weit oben am Himmel und sah recht schwächlich aus. Als Herbert am äußersten rechten Ende niederkniete und beim kaum noch sichtbaren Schein der erstorbenen Lampe die Erde mit den Fingern abzutasten begann, schnitt er sich in den Daumen. Er murmelte ein undeutliches «Au!» und dann sprang er so rasch auf, daß er beinahe Trudi umgeworfen hätte. Trudi trat näher hinzu. Aufgerichtet, mit schmerzendem Rücken, im ungewissen Licht der flackernden Batterie entdeckten sie, was Herbert in den Finger geschnitten hatte. Es war der obere Teil einer winzigen, dünnwandigen Ampulle aus grünlichem Glas, an deren Ende noch ein Stück Papier klebte.

«Eine Ampulle!» rief Herbert erstaunt. «Eine regelrechte Ampulle! Man benutzt sie zu Einspritzungen, aber man verkauft sie niemals in einem Kiosk.»

Trudi hatte so etwas noch nie gesehen.

«Eine große Anzahl von Medikamenten», erklärte Herbert, «wird so aufbewahrt. Zum Beispiel: die Herzstärkungsmittel, die man nach Operationen einspritzt. Cardiocol oder Pantopon. Man bricht die obere Hälfte vorsichtig ab und zieht mit der Spritze den flüssigen Inhalt aus dem Gläschen.»

Trudi schüttelte den Kopf. «Wieso liegt hier, zwischen den Ueberresten einer abgebrannten Zeitungsbude, eine halbe Ampulle Pantopon oder Cardiocol? Was hat ein Herzstärkungsmittel da zu suchen?»

Herbert antwortete zunächst nichts. Er zog sein blauweißes Seidentüchlein aus deren oberen Vestontasche und wickelte das Glasstückchen sorgfältig darein. Er umhüllte es zärtlich mit der dünnen Seide, die ihm Trudi zum vorigen Geburtstag geschenkt hatte. Die Bäume rauschten unwillig über ihren Köpfen, als wollten sie die Eindringlinge empört zur Ruhe mahnen. Irgendwo bellte ein Hund. Es war sehr still. Herbert sah Trudi ins Gesicht.

«Du darfst es niemand erzählen. Versprich es mir!»

Trudi versprach es. Sie stellte keine weiteren Fragen an den Freund. Schweigend ging Herbert neben ihr und seine Gedanken waren ganz wo anders. Trudi fühlte eine lähmende Müdigkeit. Nun fiel die ganze Anspannung von ihr ab. Nur noch einen Wunsch hatte sie: nach Hause, ins Bett, den Kopf auf die weichen Kissen legen und schlafen. Als sie am leeren Bürkliplatz ankamen, schlug eine Uhr drei.

Trudi fiel in ein Taxi, spürte einen festen Händedruck und sah, schon halb im Eindämmern, während der Chauffeur rasend schnell nach Hause, der Sihlporte zu, fuhr, wie Herbert sehr langsam und sehr aufrecht über die Brücke schritt. In der linken Hand hielt er, weit von sich weg und sehr vorsichtig ein kleines blauweißes Seidentüchlein, in das etwas eingewickelt war.

Fräulein Beurer macht Bilanz.

Ein schwerelos blauer Himmel wölbte sich über dem spiegelglatten See, blickte lächelnd auf die eifrige und betriebsame Stadt herab, die früh zur Arbeit eilte, begrenzte hell die ragenden Glarner Berge, die ihre fernen Schneegrüße in den Spätsommertag entsandten. Da und dort hing noch ein zerfließendes Nebelwölkchen, das unter den energischen Strahlen der Morgensonne bald ins Nichts entschwebte. Fräulein Beurer knöpfte ihren blauen Sommermantel zu. Es war noch frisch, sie fröstelte, wie sie es immer tat, wenn sie unausgeschlafen war. Seit 5 Uhr hatte sie wachgelegen. Das Rollen der ersten Milchwagen und das Dröhnen der Fraumünsteruhr war überdeutlich an ihr Ohr geklungen, während sie vergeblich versucht hatte, den entfliehenden Schlummer zurückzurufen. Johanna Beurers Herz klopfte ungeduldig. Als sie nun den bekannten, aus hundert und aber hundert Vormittagen vertrauten Weg entlanghastete, hatte sie Angst vor dem Anblick, der sie erwartete. Noch spät in der Nacht hatte man sie auf das Polizeidepartement geführt, und wenn auch der Kommissar — wie hieß er doch?, Wienert, so weit sie sich erinnern konnte — wenn also dieser dicke Herr Wienert sich auch freundlich und entgegenkommend gezeigt hatte, so konnte er doch nicht verhindern, daß Johanna Beurer beinahe einer Nervenattacke zum Opfer gefallen wäre. Den Kommissar hatte nur interessiert, ob sie sich erklären könne, w i e ihr Kiosk explodiert sei, nicht d a ß er überhaupt explodiert war.

Fräulein Beurer suchte kurzsichtig in ihrer Tasche und zündete sich eine milde Zigarette an. Es war verrückt, morgens um sieben Uhr auf offener Straße zu rauchen, dazu noch die teure «Paschullah», die selbst der Kiosk gar nicht führte. Aber irgend etwas mußte geschehen, um ihre angespannten Nerven zu beruhigen.

Unausgesetzt dachte Johanna Beurer: Jetzt bin ich arbeitslos, jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr aus und ein. Der Kiosk ist weg, die Firma wird mich herauswerfen, obwohl ich ganz unschuldig daran bin. Sie starrte auf die sanft vom Morgenwind gewellte Fläche hinaus, aber ihre geröteten, halb blinden Augen sahen nichts. Sie spürte, wie die Sonne sie freundlich wärmte, sich aufmunternd über ihre Schultern legte. Aber sie spürte nicht den unwahrscheinlich sanften Frieden dieser frühen Stunde, nicht die Ruhe der vertrauten Landschaft.

Fräulein Beurer stand vor dem leeren, wüst zugerichteten Platz. Die «Paschullah» in ihrer Hand zitterte. Sie sah sich um, dann setzte sie eine schwarze Hornbrille auf. Die Hornbrille veränderte Johanna Beurer auf beinahe unvorstellbare Weise. Ihr schmales Gesicht mit den großen Augen verschwand, die dunklen Ränder beherrschten alles, man erkannte Falten um den Mund, und ihre Züge zeigten jene Starrheit, die Lehrerinnen oft haben. Aber durch die scharfen Gläser sah Fräulein Beurer jetzt die verkohlten Holzstückchen, die grauen Aschenhügel — das mußten einmal Zeitungen gewesen sein — den tristen Trümmerhaufen, und es war ihr, als gehe ihr Leben hier in Trümmer. Natürlich werden sie mich herauswerfen, dachte Fräulein Beurer, sie werden es irgendwie drehen, daß ich daran schuld bin. Und außerdem gibt es ja noch den Brief, den ich hätte zur Polizei bringen müssen.

Während Fräulein Beurer auf die verkohlten Holzteile des Kiosks am See starrte, zog sie rasch die Bilanz. Das Ersparte auf der Bank reichte für ein Vierteljahr, wenn sie die Ausgaben auf das Nötigste beschränkte. Selbst wenn sie die Perlenkette verkaufte, von der noch nicht feststand, ob sie ihr ganz gehörte, würde sie nach einem Jahr am Ende sein. Deswegen mußte man den Carlo Pedroni doch in Erwägung ziehen.

Fräulein Beurer kniff den Mund zusammen. Es roch übrigens leise nach Tannenholz, sie erinnerte sich, daß die Zigarrenschachteln aus jenen Bäumen angefertigt wurden, die im Winter als Weihnachtsbäume, mit Lichtern und bunten Kugeln verziert, die Kinder entzücken. Die Beurer war keineswegs entzückt. Der Platz sah schauderhaft aus. Wenn sie durch die Brille blickte, konnte sie auch schärfer nachdenken. Eine alte Erfahrung! Und so wog Johanna Beurer Carlo Pedronis Chancen ab. Auf der positiven Seite stand das Geld. Carlo Pedroni besaß nämlich ein Vermögen. Schwarz auf weiß hatte er es Fräulein Beurer gezeigt, an einem Abend, als sie ihm recht unverhohlen zu verstehen gab, daß er sich nicht länger Hoffnungen machen sollte. Damals hatte die Kioskverwalterin sogar die Hornbrille aufgesetzt, obwohl sie wußte, daß sie darin häßlich und reizlos aussah, und war mit flinken Blicken durch die Zahlen gegangen. 25 000 Franken besaß dieser Mann, man sollte es nicht für möglich halten, 25 000, die hübsch Zinsen trugen auf

Für Geldgeber beachtenswert!

Die Vita-Volks-Versicherung schützt Sie vor Verlusten bei Darlehen. Nämlich folgendermaßen:

Sie verlangen von demjenigen, dem Sie ein Darlehen geben, daß er auf sein Leben eine Vita-Volks-Versicherung abschließt, zahlbar an Sie.

Wenn alles normal abläuft, zahlt Ihnen der Schuldner regelmäßig die Zinsen. Am Ende der Vertragsdauer wird das Versicherungskapital fällig und zur Rückzahlung der Schuld an Sie verwendet.

Müßte aber der Schuldner vielleicht schon in zwei Jahren sterben, dann wird sofort das Versicherungskapital fällig — Sie haben Ihr Geld zurück.

Erst kürzlich hatten wir einen solchen Fall: Ein junger Spengler in W. brauchte Geld für die Erweiterung seiner Werkstätte und die Anschaffung einer Maschine. Es handelte sich um rund Fr. 3800.-. Die erhielt er von einem bekannten Geschäftsmann im Töftal. Wie sollte sich nun der Geldgeber sichern? Maschinen und Werkzeuge sind keine wertbeständigen Pfandobjekte. Solange der Spengler lebte, war seine Tüchtigkeit Gewähr genug für die Erfüllung der Verpflichtungen. Wenn er aber plötzlich sterben sollte?

Der Gläubiger war außerordentlich klug, daß er den Abschluß einer Vita-Volks-Versicherung als Garantie verlangte. So war ihm das Geld nicht nur sicher für den Todesfall, sondern er wußte auch genau, daß die allmähliche Abzahlung der Schuld in Form der kleinen Wochenbeiträge dem Schuldner keinerlei Schwierigkeiten bereiten konnte. Es ist immer leichter und zuverlässiger, wie in diesem Fall, 4 Franken in der Woche auf die Seite zu legen, als z. B. 50 Franken im Vierteljahr!

Wir geben Ihnen gerne genauere Angaben, wenn Sie uns nur auf dem untenstehenden Abschnitt Ihre Adresse mitteilen. Selbstverständlich erwächst Ihnen daraus keinerlei Verpflichtung.

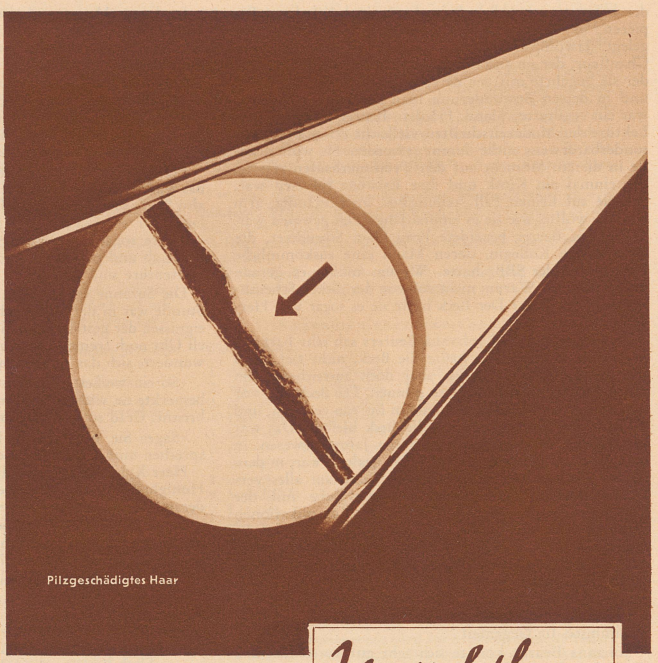
V. Conzett & Huber, Zürich 4
Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung

Ich wünsche kostenlos und ohne jede Verpflichtung genaue Angaben über die Vita-Volks-Versicherung. ZI8

Name: ..... *Alter:* .....

Adresse: .....

Einsenden an: V. Conzett & Huber, Morgartenstraße 29, Zürich 4 Generalvertretung für die Vita-Volks-Versicherung



Pilzgeschädigtes Haar

Unsichtbare Feinde entdeckt!

Mikroskopisch kleine Schädlinge auf Haar und Haarboden entdeckt — ein neuer Wirkstoff im Trilysin vernichtet sie!

Den unablässigen Bemühungen unserer medizinischen und chemischen Mitarbeiter um die Erforschung der Haarschädigungen haben wir eine neue Erkenntnis zu verdanken.
Auf Haar und Haarboden konnten mikroskopisch kleine, pilzartige Keime nachgewiesen werden, die zwar für die allgemeine Gesundheit unschädlich, jedoch häufig die Ursache von quälendem Kopfjucken, von Schuppenbildung und Haarausfall sind. In langwierigen Versuchen wurde ein neuer Wirkstoff zur Vernichtung dieser Schädlinge des gesunden Haares gefunden.

Bild 2: Pilze in Kopfhautschuppen **vor** Trilysin-Behandlung

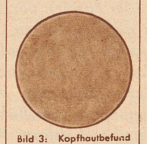


Bild 3: Kopfhautbefund des gleichen Falles **nach** Trilysin-Behandlung: Die Pilze sind verschwunden!

Dieses Ergebnis wissenschaftlicher Forschung haben wir sofort in unserem Trilysin praktisch verwertet. Damit ist Trilysin

noch wirksamer, noch vollwertiger

geworden. Trilysin befreit mit Sicherheit Haar und Haarboden von diesen Schädlingen und beseitigt eine weitere, bisher unbekannte Ursache von Kopfjucken, Schuppenbildung und Haarausfall.
Verwenden Sie daher regelmäßig Trilysin zur täglichen Haarpflege. – Trilysin unterstützt die biologische Leistung des Haarbodens und bietet Ihnen hygienisch wie kosmetisch die Gewähr für die Entwicklung und Erhaltung eines gesunden, schönen Haares.

Trilysin: Flasche Fr. 4.25, Doppelflasche Fr. 6.75. Trilysin-Haaröl: Fr. 2.—. Für die schonende Haarwäsche: Trilypon, Flaschen Fr. 1.25 u. 2.75

Trilysin-Haarpflege — immer im Schritt mit der Forschung

der bekannten D.'schen Privatbank, in beständigen Papieren, in nutzbringenden Unternehmungen klug angelegt. Jawohl, Carlo Pedroni, der finstere schwarze Chauffeur, der sie anstarrte, daß man rot werden mußte, der sie begehrte mit der naiven Offenheit des Italieners, und in dessen Bewunderung man sich sonnen konnte, war ein begüterter Mann. Fräulein Beurer war durch die Lektüre der Modezeitschriften vielleicht etwas eitel, aber sonderbarerweise nicht dumm geworden. Sie wußte, wie sie in diesem Moment auf den Trümmerhaufen starrte, der einmal ein Kiosk und ihre Existenz gewesen war, daß sie auf keinen Fall stellungslos, unselbständig, arm werden wollte, wie sie es einmal lange Zeit gewesen war.

Fräulein Beurer beneidete Frau Olga Scheuchzer, die verheiratete Kollegin, deren Mann eine auskömmliche Position bei der SBB. hatte. Warum mußte es gerade ihr Kiosk sein? Warum nicht der von der dicken Scheuchzer oder der Beck? Der Beck hätte sie es sogar von Herzen gegönnt.

Der schmale Mund Johanna Beurers sah sehr hart aus in diesem Moment. Sie haßte die Beck, nicht tief, dazu war sie ihr zu gleichgültig, aber doch ausreichend, um ihr jede Unannehmlichkeit zu gönnen. Die Beck war vor Jahren mit ihr zusammen in einem Bureau gewesen, und als man ihr kündigte, durfte die Beck bleiben. Das war der Anfang des schlimmen mageren Jahres gewesen, in dem Johanna Beurer um fünf Jahre gealtert war, in dem sie bei Verwandten zu Mittag essen und auf alles verzichten mußte. Dann endlich war die Sache mit der Fabrik gekommen, aber auch da hatte es Komplikationen gegeben, denn wieder war die Beck da gewesen. Und die Sache mit dem Kiosk war der letzte Ausweg geworden . . . mit dem Kiosk! Nein, wenn damit auch wieder Schluß sein sollte, so machte sie nicht mehr mit. Dann sollte die Beck weiter in dem Holzladen Zigarren verkaufen! Sie würde heiraten. Der Pedroni war nicht der Schlimmste. Im Gegenteil . . .

Johanna Beurer konnte sich sehr gut vorstellen, daß der etwas düstere Mann unter ihren Händen zu einem gut gezogenen Ehemann heranwachsen würde. Außerdem sah er stattlich aus, groß, kräftig, wenn auch etwas zu temperamentvoll. Fräulein Beurer schätzte die Kühlen mehr. Doch auf der Plus-Seite standen die 25 000, klug angelegt in Papieren und Unternehmungen bei der D.'schen Bank . . .

In diesem Moment ging ein Rolladen rasselnd in die Höhe. Das Geräusch durchschnitt hart die lastende Stille. Fräulein Beurer fuhr herum. In der Villa ihres Chefs, die vornehm und gepflegt vor ihr aufragte, wurde ein Dachfenster geöffnet, Geräusche drangen nach außen. Sie blieb stehen. Sie hatte eine Idee. Es mußte etwas geschehen. Die Ungewißheit quälte tausendmal mehr als die schlimmste Gewißheit. Sie mußte in die Villa, gleich, sofort, unverzüglich mit Eleutherios Xylander sprechen.

Fräulein Beurer begann nachzudenken. Um acht Uhr, das wußte sie, fuhr der Chef mit der Hellas ab. Er mußte also früh aufstehen. Ein Mann wie Xylander brauchte lange für seine Toilette. Fräulein Beurer rechnete. Sie rechnete sogar in ziemlicher Ruhe, setzte ihre Hornbrille ab und puderte sich. Dann öffnete sie die eiserne Gartentüre und schellte.

Die Suzanne öffnete. Ein Besuch zu so ungewohnter Stunde war in der Villa nicht üblich. Aber nach den Ereignissen der gestrigen Nacht, wo der Herr Direktor um elf Uhr noch fremde Menschen in den Salon geholt hatte, wunderte sich das Zimmermädchen über nichts mehr.

«So ein weißes Licht hat das gegeben in der Nacht», bemerkte sie wichtig, «ich habe gedacht, die ganze Stadt brennt. Grad so wie ich bin, stürz' ich hinunter . . .»

«Sagen Sie, bitte, Herrn Direktor, daß ich ihn sofort sprechen muß», sagte die Beurer kühl.

Herr Xylander saß beim Frühstück. Er strich sich seine Honigbrötchen mit derselben Sorgfalt wie an allen anderen Tagen.

«Eine unangenehme Ueberraschung, liebes Fräulein», meinte er ruhig. «Sie können sich auch nicht erklären, wie es gekommen sein mag?»

Nein, Fräulein Beurer wußte nichts. Sie konnte versichern, daß sie keinerlei explosible Stoffe in dem Kiosk aufbewahrt hatte, und sie konnte sich nicht denken, daß irgend jemand heimlich derartige Stoffe in das kleine Häuschen geschafft hätte. «Abends riegle ich immer selber zu», schloß sie ihre Ausführungen, dabei zitterte ihre Stimme.

Herr Xylander las in ihren Augen Kummer, Bitternis und Furcht.

«Sie brauchen sich in keiner Weise zu beunruhigen», tröstete er beinahe väterlich. «Um 8 Uhr beginnen die Bauarbeiter mit der Neuerrichtung Ihres Kioskes. Sie werden keinerlei Schaden erleiden. Alle Kosten trägt die Fabrik, und außerdem sind wir versichert.»

Fräulein Beurer schien erleichtert. «Vielen Dank», flüsterte sie, «vielen Dank. Ich muß nur immer an den Brief denken. Jetzt ist es eingetroffen, was er mir gedroht hat . . . .»

Xylander blickte auf. Er stellte die Teetasse so schnell auf, daß es klirrte. «Der Brief», wiederholte er, «natürlich der Brief! Das hätte ich beinahe vergessen. Wie lange ist das her?»

«Elf Tage», sagte Johanna Beurer bestimmt. «Er kam an einem Montag mit der zweiten Post. Man hätte sich vielleicht doch an die Polizei wenden sollen.»

Sie stützte sich schwer auf einen roten Polstersessel. Sie fühlte sich schwach und hatte Hunger. Wie gebannt starrte sie auf das Honigbrot, das abgebissen auf dem Teller lag.

«Die Sache mit dem Brief werde ich weiter verfolgen», sagte der Direktor unbestimmt. «Verlassen Sie sich ganz auf mich.» Die Beurer nickte, aber sie glaubte es nicht recht. Es hatte keinen Sinn, mit Herrn Xylander darüber zu reden. Sie merkte, daß er bereits ungeduldig nach der Uhr schaute. Die Hauptsache ist, daß der Kiosk wieder aufgebaut wird, dachte sie, als sie sich verabschiedete.

Sie beschloß, das Tram zu nehmen, um niemanden zu begegnen. Außerdem fühlte sie sich schwach. Der Siebener hielt direkt vor ihrem Haus. Mit schweren Schritten stieg sie in ihre Wohnung hinauf. Als sie die Tür öffnete, knisterte es leise am Boden. Die Beurer beugte sich herab und hob den Brief auf, den der Postbote unter die Tür geschoben hatte. Erst als sie ins Zimmer trat, sah sie die Aufschrift. Der Brief trug eine österreichische Marke auf dem grünen, fasrigen Kuvert. Die Beurer kannte diese Handschrift. Nur zu gut. Sie war eckig, kindlich und verschmiert. So schrieb jemand, der selten schrieb. Wenn er mich doch in Ruhe lassen wollte, dachte die Beurer haßerfüllt. Mein Gott, geht das denn schon wieder los!

Marschall Pilsudski und das Schloß Belweder.

Zwei Stunden später zogen die Bauarbeiter, die dicht vor dem riesigen Verwaltungsgebäude der «Phöbus» ihre Karren und Gerüste aufstellten, vorsorglich die blauen

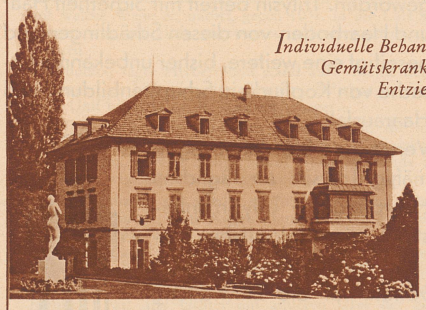
(Fortsetzung Seite 243)

WARUM DENN DIE ABSAGE?

. . . macht das Rasieren zum Vergnügen.

Der Bart wächst meistens viel zu schnell! Er muß daher mit besonderer Sorgfalt behandelt werden, und dafür ist Palmolive die ideale Rasiercreme. Palmolive enthält Olivenöl, das den Bart aufweicht und Ihnen ein sauberes Rasieren ermöglicht, selbst in den hartnäckigsten Fällen. Keine Schnittwunden, keine Reizung der Haut! Gebrauchen Sie Palmolive-Rasiercreme, und Sie werden jederzeit sauber und gepflegt aussehen!

IHR GELD DOPPELT ZURÜCK
Kaufen Sie eine Tube Palmolive-Rasiercreme. Brauchen Sie die Hälfte davon. Sind Sie dann nicht zufrieden, senden Sie uns die halbgeleerte Tube zurück, und wir vergüten Ihnen den doppelten Kaufpreis, also Fr. 3.-.
COLGATE-PALMOLIVE AG., TALSTR. 15., ZÜRICH



Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malariabehandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie.

Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen

Physikalischen Institut

(Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prächtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit.
Prospekte bitte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914.171 und 914.172. — Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer. Besitzer: Dr. E. Huber-Frey

SANATORIUM KILCHBERG BEI ZÜRICH

Hemden aus, denn es würde bald heiß werden. In der «Phöbus A.-G.» war Schütterlin die geschätzteste Persönlichkeit des Tages. Er erklärte allen Eintretenden sofort den ganzen Fall, ohne daß die Angelegenheit dadurch etwas klarer geworden wäre. Einzig einige Bevorzugte erfuhren, wie es zugegangen war — freilich nicht durch den bierkonsumierenden Portier, sondern durch den Pagen Bernd, der sehr übernächtig aussah und den weiblichen Angestellten zum erstenmal interessant erschien. Bernd durfte viele Trinkgelder einstecken, wenn er den Lift bediente, und nachdem drei würdige Verwaltungsräte ihn in ein 14minutiges Gespräch verwickelt hatten — wie die hochblondierte Bürolistin Milly an ihrer Liliput-Taschenuhr feststellte — galt es als ausgemacht, daß der Page in diese Geschichte verwickelt war und entweder diese Woche noch herausflog oder sehr heftig avancierte.

Strahlend von Eleganz und Sauberkeit verließ die «Hellas» Herrn Xylanders Villa, vor deren Türe eine Milchflasche mehr stand, was, wie sich Bernd sagte, mit dem Besuch aus Polen in Zusammenhang stand. Wilhelm Strupp winkte dem Pagen, der mit dem kleinen Robbi Zerkinden vor der Portiersloge stand, aus der Ferne zu.

Robbi erschien jeden Morgen hier, manchmal von seinem Hauslehrer Gaston Meyrat begleitet. Er war ein zarter blonder Junge mit grünen Augen, die sonderbarerweise von dichten, schwarzen Wimpern umsäumt waren, was ihm ein träumerisches und unschuldiges Aussehen verlieh. Doch war dies eine Täuschung der Natur, denn Robbi war keineswegs verträumt, sondern lebhaft, neugierig, wenn auch etwas nervös, sammelte Briefmarken mit Leidenschaft und stand deshalb mit mehreren Erwachsenen bereits in lebhaftem Tauschverkehr, wobei er einen überraschend gut entwickelten Geschäftssinn verriet. Jeden Tag sprach er vor der Schule ein paar Worte mit seinem «großen» Freund Bernd, der mit ihm gelegentlich Briefmarken austauschte. Robbi erschien an Fräulein Beurers Kiosk meistens eine halbe Minute, nachdem die Yacht der Stadt zugesteuert war, und er gehörte in den Vormittag wie Fräulein Beurer und Carlo Pedroni, der sein «Znüni» um ½10 vor dem Kiosk zu verspeisen pflegte.

Heute stand Robbi mit offenem Mund vor den braungebrannten Bauarbeitern, die eifrig an der Neuaufrichtung des Kioskes schafften, und sah ausgesprochen dumm aus. Er ließ sich von Bernd einweihen und erklärte das Ganze für eine Sensation. Mit Fräulein Beurer zeigte Robbi keinerlei Mitgefühl, hingegen tat es ihm um die Schokolade leid, die bei der Explosion mit in die Luft geflogen war. Er inspizierte mit sachverständiger Miene den Platz mit den Bauarbeitern, von dem aufgestellten Wachtposten etwas mißtrauisch beobachtet, dann machte er sich auf den Schulweg. Bernd schaute ihm nach, bis er nur noch ein kleines, lebhaftes Pünktchen war, das zwischen den übersonnten Wegen verschwand.

Aus der Stadt kam ein Lieferwagen der «Makedonia»-Fabrik. Carlo Pedroni saß am Steuer. Jetzt hielt er vor dem Portal der Villa Xylander, lud eine sorgfältig gezimmerte Kiste in den Wagen und fuhr dann ab, anscheinend in der Richtung zum Güterbahnhof.

(Fortsetzung folgt)

Sonnenschutz im Hochgebirge

früher

Schutzhauben und Nasen deckel, weil keine Crème dem Schweiß wider stand und vor den harten Ultra Violett-Strahlen wirklich schützte

jetzt

die Entdeckung des Haut-Pigmentstoffes «ultra», der Schweiß und Wasser widersteht und die gefährlichen Ultra-Violett-Strahlen abschirmt, dagegen aber die roten Strahlen, welche nur bräunen ohne zu brennen, durchläßt.

hamol ultra 2000

Schutzwirkung garantiert

für Touren über 2000 m. Hamol-ultra-Oel für Vorgebirge und weniger empfindlichen Teint in Apotheken, Drogerien und Sportgeschäften erhältlich.

Prospekte gratis durch die Hamol A.G., Zürich

ALTHAUS

Ich benütze Pepsodent Zahnpasta.. Sie auch?

Wenn Sie wirklich weißere und reizvollere Zähne wünschen, dann *entfernen Sie den Film.* Der Film ist jener trübe, schlüpfrige Belag, der sich auf den Zähnen fortwährend neu bildet. Es bleiben in ihm Speisereste und Tabakflecken haften. Dieser Film muß entfernt werden.

Es gibt keinen anderen gleich sicheren Weg, den Film so gründlich zu beseitigen, wie der Gebrauch von Pepsodent. Das Basismaterial dieser ausgesprochen modernen Zahnpasta ist ein neues Reinigungs- und Poliermaterial, das unvergleichlich weicher ist als das in anderen Zahnpasten gebräuchliche Poliermittel. Trotzdem entfernt es den Film und poliert die Zähne zu einem blendenden Glanz.

Versuchen Sie Pepsodent heute noch.

PREIS FR. 1.80 UND 1.10 PER TUBE

PEPSODENT
Die spezielle Film-entfernende Zahnpaste

4485 - K - SZ

Grippezeit!
sofort gurgeln mit **Sansilla**
dem Gurgelwasser für unser Klima
schützt vor Ansteckung.
Originalflaschen à Fr. 2.25 u. 3.50. Erhältlich in Apotheken

Wer an Zerrüttung

des Nervensystems mit Funktionsstörungen, Schwinden der besten Kräfte, nervösen Erschöpfungszuständen, Nervenzerrüttung und Begleiterscheinung, wie Schlaflosigkeit, nervös. Ueberreizungen, Folgen nervenruinierender Exzesse und Leidenschaften leidet, schicke sein Wasser (Urin) mit Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs